

Schreiben und Abschreiben – Von der klösterlichen Schreibstube zum studentischen Nebenjob

6. Interdisziplinäre Ringvorlesung „Zentren des Geistes im Mittelalter. Klöster und Universitäten“ des Interdisziplinären Zentrums für Mittelalterstudien an der Universität Salzburg

Christian Rohr

Schreiben und Abschreiben als Gottesdienst

Schreiben und Abschreiben war im Früh- und Hochmittelalter fast ausschließlich eine monastische Tätigkeit. Es gehörte in den Bereich der Askese und galt gleichsam als eine Form des Gottesdienstes. Erstmals wurde dies im 6. Jahrhundert vom gelehrten Mönchsvater Cassiodor (ca. 485-580) ausführlich in schriftlicher Form festgehalten. Dieser war zunächst als hoher Beamter aus senatorischer Familie im Dienste des Ostgotenkönigs Theoderich gestanden und zog sich schließlich im Alter nach dem Ende der Ostgotenherrschaft in Italien auf sein Landgut bei Vivarium in Süditalien zurück, wo er eine Mönchsgemeinschaft um sich scharte.

In seinen *Institutiones divinarum et saecularium rerum* (Unterweisungen in den göttlichen und weltlichen Wissenschaften), einer Art Leitfaden für das Zusammenleben seiner Mönchsgemeinschaft, der zwischen 551 und 562 entstand, formulierte er die Funktion des Abschreibens folgendermaßen:

„Ich gestehe ganz offen, dass mir unter all dem, was mit körperlicher Mühe verrichtet wird, die Arbeit der Schreiber nicht zu Unrecht noch mehr gefällt, wenn sie nur korrekt abschreiben. Durch das Durchlesen der Hl. Schriften bilden sie zum einen ihren Geist auf heilsame Weise, zum anderen verbreiten sie durch das Abschreiben weithin die Anordnungen des Herrn. Welch glückliches Vorhaben, Welch lobenswerte Geschäftigkeit stellt es dar, mit der Hand den Menschen zu predigen, mit den Fingern die Zungen zu lösen, schweigend den Sterblichen das Heil zu bringen und gegen die unfairen Verlockungen des Teufels mit Schreibrohr und Tinte zu kämpfen. So viele Wunden nämlich werden dem Teufel zugefügt, wie der Schreiber Worte Gottes niederschreibt. So sitzt der Schreiber zwar an einem Ort, doch schreitet er durch die Verbreitung seines Werkes durch verschiedene Provinzen: Sein Werk wird an geheiligten Orten gelesen; die Völker hören, wie

sie sich von einem schlechten Lebenswandel bekehren und Gott mit reinem Herzen dienen können. ... Als Mensch vervielfacht er die himmlischen Worte und in einem übertragenen Sinn, wenn es Recht ist, das zu sagen, schreibt er mit drei Fingern, was die heilige Dreifaltigkeit ausspricht. ... Wenn das Schreibrohr dahineilt, werden göttliche Worte niedergeschrieben, auf dass die Verschlagenheit des Teufels ausgelöscht wird, so wie dieser das Haupt des Herrn bei der Kreuzigung zerschmettert hat. ... Diesen Schreibern haben wir zur Ausschmückung der Handschriften auch gebildete Künstler beigelegt, damit ein schöner Anblick die Schönheit der Hl. Schrift darüber hinaus schmückt. ...“¹

Diese Textstelle kann in seiner Bedeutung für die Ausrichtung von Klöstern als Bildungszentren und für die Überlieferung antiker Literatur nicht hoch genug eingeschätzt werden. Durch die Aufforderung, heilige Texte im Kloster abzuschreiben, weil dies eine Form von Gottesdienst, ja ein Kampf gegen den Teufel darstelle, wurde gleichsam die klösterliche Schreibstube, das Skriptorium „erfunden“. In Kombination mit der nur wenige Jahre zuvor entstandenen Mönchsregel des Hl. Benedikt (480-543), in der die Kombination von Gebet und Arbeit betont wurde, fand das Element des Schreibens im Kloster seinen fixen Platz.

Karl der Große ging in den 70er- und 80er-Jahren des 8. Jahrhunderts daran, das Bildungsgut der Spätantike zu restituieren. Er berief deswegen die bedeutendsten Gelehrten der damaligen Zeit aus ganz Europa an seinen Hof nach Aachen. Mit ihnen flossen auch die gesamten eigenständigen Bildungstraditionen, beispielsweise aus dem insularen und ehemals westgotischen Bereich zusammen. Die wichtigsten Berater Karls waren der Angelsachse Alkuin (Alchwine, 736-804), der seine Ausbildung im nordenglischen Doppelkloster Wearmouth und Jarrow erhielt, Paulus Diaconus († um 802), der besonders auch als Verfasser der Geschichte des langobardischen Volkes (*Historia Langobardorum*) hervortrat und norditalienisch-langobardische Traditionen mit an den Hof brachte, weiters der aus dem westgotischen Spanien stammende Theodulf von Orléans († 821), der theologische Werke verfasste, und Petrus von Pisa († vor 799), der ebenfalls schriftstellerisch tätig war.

Diese Gelehrten bemühten sich im Auftrag Karls des Großen, eine von den Verfallserscheinungen der Merowingerzeit gereinigte (mittel)lateinische (Norm-)Sprache zu schaffen. Basis dafür war das verstärkte Studium der klassischen und spätantiken Literatur. Zu diesem Zweck wurden aus ganz Europa die Werke der antiken Schriftsteller zusammengetragen, um sie abzuschreiben. Viele der antiken Autoren sind uns daher erstmals durch Handschriften aus der Karolingerzeit überliefert. Schließlich sollte für dieses große Abschreibvorhaben auch eine

¹ Cassiodor, *Institutiones divinarum et saecularium rerum* 1, 30, um 551/562, leicht gekürzt; Übersetzung Christian Rohr

einheitliche und klar lesbare Schrift geschaffen werden. Diese neue Schrift, für die aus vielen damals verwendeten Buchschriften Formen entnommen wurden, wird allgemein als Karolinische Minuskel bezeichnet. Sie fand vom Beginn des 9. Jahrhunderts Verwendung. Ihre Buchstabenformen lebten in den Buchschriften des 10. bis späten 12. Jahrhunderts im gesamten Abendland fort. Auch unsere Druckschrift enthält hauptsächlich Formen aus der Karolinischen Minuskel.

Schreib- und Beschreibstoffe

Unter dem Begriff „Beschreibstoffe“ versteht man in der Paläographie zumeist die Materialien, auf denen man schreibt, also beispielsweise Papyrus, Pergament oder Papier. Hingegen werden unter der Bezeichnung „Schreibstoffe“ die Materialien zusammengefasst, mit denen man schreibt oder die für den Schreibvorgang im Mittelalter zusätzlich nötig waren. Darunter fallen Tinte, Schreibrohr und Federkiel, aber auch Radiermesser, Lineal, etc. Diese Terminologie ist allerdings nicht in allen Handbüchern gleichlautend: So werden die Beschreibstoffe bei Bischoff irreführend als „Schreibstoffe“ bezeichnet, die Schreibstoffe hingegen unterteilt in Tinte und Schreibwerkzeuge.

Wachstafeln

Seit der Antike dienten Wachstafeln als Beschreibstoff im Schulunterricht, aber auch für wirtschaftliche Aufzeichnungen und sogar für notarielle Urkunden. Wurden mehrere Wachstafeln zusammengeheftet, spricht man von einem Diptychon (zwei Tafeln) (Abb. 15), Triptychon (drei Tafeln) (Abb. 16) oder Polyptychon (vier oder mehr Tafeln). Auch im Mittelalter und in der frühen Neuzeit standen Wachstafeln in Verwendung, vornehmlich im Schulunterricht, für die Abfassung von Konzepten, im Rechnungswesen und im Briefverkehr. Zumeist bestanden die Täfelchen aus einer Holzplatte, die in der Mitte eingetieft war. In diese flache Vertiefung wurde Wachs gegossen. Mit einem Griffel wurde die Schrift in das meist recht harte Wachs geritzt.

Papier

Der wichtigste Beschreibstoff des Mittelalters war das Pergament. Der Sage nach soll Pergament in hellenistischer Zeit in der kleinasiatischen Stadt Pergamon erfunden worden sein, als während einer Belagerung auch die Zufuhr von Papyrus unterbrochen war – daher der Name.

Tatsache ist, dass es schon während der Antike Pergament gab; es konnte sich aber aufgrund des gewaltigen Preisunterschiedes zum billigen Papyrus nicht durchsetzen. Warum es allerdings in der Spätantike schließlich zum wichtigsten Beschreibstoff wurde, ist nicht ganz gesichert. Vermutlich spielte einerseits die Verschiebung des Machtzentrums im Weströmischen Reich weg vom Mittelmeer nach Mittel- und Westeuropa eine Rolle, wo sich Papyrus aufgrund der feuchten Witterung nicht so gut hielt. Auf der anderen Seite könnte hinter der Verwendung des dauerhafteren Pergaments auch die Intention dahinterstecken, wichtige Texte für die Ewigkeit zu bewahren, sei es auf heidnischer Seite die Werke von Autoren wie Vergil und Cicero oder auf christlicher Seite die Bibel und Texte von Kirchenlehrern. Die früher häufig geäußerte These, der Vorstoß der muslimischen Araber ins „Papyrusland“ Ägypten habe die Papyruszufuhr abgeschnitten, stimmt mit Sicherheit nicht, da der Übergang zum Pergament schon deutlich vor dem 7. Jahrhundert erfolgte.

Über die Herstellung von Pergament sind wir nicht nur durch schriftliche Quellen unterrichtet; wir besitzen auch bildliche Darstellungen, beispielsweise zehn Medaillons am Titelblatt einer Handschrift aus dem Kloster Michelsberg bei Bamberg (Bamberg, Staatsbibliothek, Msc. Patr. 5, fol. 1r), die aus dem dritten Viertel des 12. Jahrhunderts stammen (Abb. 8). Sie illustrieren die Herstellung sowohl des Pergaments als auch einer Pergamenthandschrift.

1. Die in Kalklauge gebeizte Tierhaut wird in einen Rahmen gespannt und mit einem mondformigen Schabeisen von Haaren, Hautteilchen und Blutgefäßen gereinigt.
2. Ein Mönch schneidet mit einem Federmesser und einem Lineal das Pergament zu.
3. Ein Schreiber falzt mit einem Falzbeil die Pergamentblätter; am Ohr trägt er eine Schreibfeder.
4. Ein Buchbinder heftet die Lagen über einer Heftlade mit einer Nadel auf Bünde (es handelt sich dabei um die älteste Darstellung einer Heftlade).
5. Mit einem Beil wird der Buchdeckel behauen.
6. Auf einem Amboss werden die Buchbeschläge zugehämmert.
7. Ein Mönch verfertigt mit Griffel und Wachstafel ein Konzept.
8. Mit einem Federmesser wird die Schreibfeder oder das Schreibrohr zugeschnitten.
9. Ein Mönch präsentiert das fertige Buch.
10. Ein Mönch unterweist mit dem Buch einen Schüler.
11. Mitteldarstellung: Der Erzengel Michael steht schützend über dem ihm geweihten Kloster. Ein Mönch mit Schale und Pinsel malt eine Miniatur.

Pergament wird aus der Haut von Schafen, Ziegen oder Rindern hergestellt, die im Gegensatz zum Leder nicht gegerbt, sondern in einer scharfen Kalklauge gebeizt wird. Dadurch werden

die Haare gelockert, die Haut wird entfettet. Danach wird die Haut mit einem mondformigen Schabeisen gereinigt und zum Trocknen auf einen Rahmen gespannt (Abb. 2). Die weitere Behandlung divergiert und hängt von der Region, von der Epoche, von der Tierart und von der intendierten Qualität ab. In Italien beispielsweise wurde die Schaf- oder Ziegenhaut häufig kalziniert, d. h. vor dem Trocknen mit einem Kreideaufguss für das Schreiben vorbereitet. In Irland und England wiederum verwendete man eher Kalbshaut, die mit einem Bimsstein auf beiden Seiten angeraut wurde, sodass der Unterscheid zwischen Haar- und Fleischseite weitgehend verschwand (Abb. 3). Diese Art von Pergament eignete sich besonders auch für Deckfarbenmalerei.

Man darf auch nicht vergessen, dass die Herstellung einer Pergamenthandschrift immens teuer war: allein für eine größere Handschrift wurden bis zu 500 Schafhäute benötigt. Besonders prunkvolle Handschriften wurden aus der Haut ungeborener Tiere hergestellt (sog. Jungferpergament oder *charta non nata*). Seit der Spätantike wurden Pergamentblätter auch mit Purpur eingefärbt und mit Gold- oder Silbertinte beschrieben. Einige dieser Prachtexemplare sind heute noch erhalten, beispielsweise der so genannte Codex Argenteus (heute in der Universitätsbibliothek Uppsala, Schweden), eine Evangelienhandschrift, die vermutlich für den Ostgotenkönig Theoderich angefertigt wurde, oder das Krönungsevangeliar der römisch-deutschen Kaiser, das sich heute in der Schatzkammer der Wiener Hofburg befindet.

In der Regel ging man jedoch sehr sparsam mit dem Pergament um: Man verwendete auch Randstücke; Löcher in den Blättern sind eher die Regel als die Ausnahme. Man ging sogar so weit, Texte, die nicht mehr benötigt wurden, weil sie nicht mehr verstanden wurden, theologisch überholt oder sonstwie nicht mehr interessant waren, abzuwaschen und abzuschaben, um das Pergament ein zweites Mal zu beschreiben. Auf diesen sog. Palimpsesten (von *palinpsao/πάλιψάω* = nochmals abreiben und glätten) sind uns heute Texte erhalten, die sonst verloren wären, beispielsweise das erste Buch von Ciceros staats-theoretischer Abhandlung *De re publica*, ein Palimpsest aus dem norditalienischen Kloster Bobbio. Die abgeschabten Texte können heute schonend durch spezielle elektronische und photographische Verfahren wieder lesbar gemacht werden. Früher verwendete man oft Substanzen, die beide Schriften auf Dauer endgültig unlesbar machten.

Papier

Papier wurde im 2. Jahrhundert n. Chr. in China erfunden. 751 ist seine Herstellung in der innerasiatischen Metropole Sarmakand (heute Usbekistan) belegt. Danach verbreitete sich der neue Beschreibstoff im arabischen Raum. Im 12. Jahrhundert schließlich wurde Papier erst-

mals auf europäischem Boden erzeugt. Die Papiermühle bei Valencia wurde allerdings noch von Arabern betrieben. Ein Jahrhundert später entstanden die ersten Papiermühlen in christlich beherrschten Gebieten, zunächst in Spanien und Italien (Fabriano bei Ancona, 1260/70), später auch in Westeuropa (Troyes, 1338) und Deutschland (Nürnberg 1390). In Österreich ist die Papierherstellung erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts belegt (St. Pölten, Wiener Neustadt).

Papier war seit jeher ein „Recyclingprodukt“: Leinenlumpen wurden zerkleinert, in Wasser aufgeweicht und einem Fäulnisprozess unterzogen. Die verbliebenen Fasern wurden mehrmals gestampft und mit Wasser versetzt. Aus einem Bottich wurde in weiterer Folge der Papierbrei mit einem Sieb geschöpft; die Fasern blieben an den Drähten hängen, das Wasser floss ab. Auf einem Wollfilz wurde der Bogen in wiegender Bewegung abgedrückt und mit einem weiteren Filz bedeckt. Darauf wurde wieder abwechselnd Papier bzw. Filz gelegt, bis ein hoher Stoß entstand, der zum Ausdrücken des verbliebenen Wassers in eine Presse gelangte. Schließlich wurde das Papier noch geleimt: Wasser wurde mit tierischen Leimen und Alaun zu Leimwasser versetzt, durch das die Papierblätter einmal oder mehrmals gezogen wurden.

Papierblätter wurden ebenso wie Pergament zu Handschriften gebunden, wobei das deutlich sprödere und leichter reißbare Papier zwar billig, aber nicht so widerstandsfähig war. Papiercodices sind in Mitteleuropa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts belegt (aus Papier, das aus dem arabischen Raum importiert wurde). Besonders in Italien (Sizilien, päpstliche Kanzlei) und Spanien setzte sich das Papier rasch durch, besonders für Konzepte, Protokolle und Register. In Mitteleuropa löste es erst im 15. Jahrhundert und schließlich mit der Einführung des Buchdruckes Pergament als wichtigsten Beschreibstoff ab.

Schreibrohr, Federkiel und Griffel

In der Antike beschrieb man den Papyrus zumeist mit einem pflanzlichen Schreibrohr (*calamus*), das vorne zugespitzt war. Es blieb bisweilen auch noch im Frühmittelalter in Verwendung. Ansonsten dominierte hingegen im Mittelalter die Vogelfeder (*penna/pinna*, mitunter auch *calamus*) als Schreibinstrument (Abb. 4). Sie wurde je nach Schriftart vorne gerade oder schräg zugeschnitten. Wachstafeln wurden mit einem Griffel (*stilus*) beschrieben, der auf der einen Seite spitz war. Die andere Seite des Griffels war abgeflacht. Wollte man etwas im Wachs tilgen, so drehte man den Griffel einfach um und fuhr mit der stumpfen Seite über das Wachs (vgl. Abb. 14 und 15). Dieser Vorgang liegt auch der lateinischen Bezeichnung *stilum vertere* (den Griffel umdrehen = tilgen) zugrunde.

Tinte und Farben

Schon in der Antike gab es mehrere Rezepturen für die Herstellung von Tinte (*atramentum, incaustum*): Sie basierten auf Ruß und Gummi, andere auf Sepia, wieder andere auf Galläpfeln und Eisenvitriol. Besonders letztere Tinten fraßen sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte häufig durch den Beschreibstoff, sodass heute nicht mehr die Schrift, sondern die Löcher „lesbar“ sind. Je nach Rezeptur ist die Tinte tiefschwarz, bräunlich, zum Teil aber auch olivgrün oder grau. Zur Hervorhebung einzelner Buchstaben oder der Überschrift verwendete man ziegelrote Farbe (*minium*, Mennige, davon abgeleitet der Begriff „Miniatur“). Dazu kamen weitere Farben für Auszeichnungsschriften. Purpurpergament wurde mit Gold- oder Silberfarbe beschrieben. Tinte und Farben wurden in Rinderhörnern aufbewahrt, die senkrecht durch ein Loch im Schreibpult gesteckt wurden (Abb. 5, 7 und 14).

Lineale, Radiermesser und andere Utensilien

Neben Vogelfeder und Tinte benötigte der mittelalterliche Schreiber noch weitere Schreibstoffe: Zu Linierung diente entweder ein Griffel, bei dem keine Linien, sondern nur Rillen im Pergament sichtbar wurden (sog. Blindlinierung), ein Metallstift (Bleistift) oder ein Rötelstift, im Spätmittelalter auch Tinte. Weiters wurde für die Linierung ein *punctorium*, d. h. ein Zirkel oder ein Rädchen mit Spitzen, benötigt, mit dem am Blattrand kleine Löcher zur Adjustierung des Lineals gemacht wurden. Zudem befanden sich auf dem mittelalterlichen Schreibpult auch ein oder zwei Tintenhörner, ein scharfes Messer, zwei Rasiermesser (*novacula, rasorium*), ein Bimsstein zum Glätten und gegebenenfalls Kreide. All diese Geräte sind nicht selten auf Schreiberbildern in den Handschriften dargestellt, doch stellt sich die Frage, wie weit es sich dabei um idealtypische Abbildungen handelt (Abb. 6-7).

Schreiben und Abschreiben im Skriptorium

Zentrum des klösterlichen Schriftbetriebes war das Skriptorium, die Schreibstube (Abb. 9 und 10). Da das Skriptorium auch als Schreibschule fungierte, wo die Mönche bzw. Nonnen jeweils eine bestimmte Form an Buchstaben erlernten, wiesen die SchreiberInnen eines Skriptoriums zumeist eine annähernd gleiche Schrift auf, sodass bisweilen in einer Handschrift kaum zu unterscheiden ist, ob ein oder mehrere SchreiberInnen am Werk waren. Nicht selten wurde die Abschrift eines Buches mehreren SchreiberInnen aufgetragen. Dazu kam noch die Tätig-

keit des Rubrikators, der die Überschriften verfasste, und des Illuminators (Minators), sodass beim Erstellen eines Buches eine genaue Arbeitsteilung festzustellen ist.

Schreiber und Illuminatoren nahmen im Kloster offenbar eine herausragende Stellung ein, da sie nicht selten ihr ganzes Selbstbewusstsein in Selbstdarstellungen einfließen ließen. So stellt sich der englische Schreiber Eadwinus in einer ganzseitigen Miniatur einer Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (Cambridge, Trinity College Library, R 17. 1, fol. 283v) nicht nur selbst dar, sondern bezeichnet sich in der Umschrift auch als *scriptorum princeps ego* („Der Größte unter den Schreibern bin ich“) (Abb. 13). Ähnlich selbstbewusst fügte sich auch der Illuminator Rufillus in die Initiale R eines aus Weißenau stammenden Legendars aus der Zeit um 1170/1200 (Genf, Bibliotheca Bodmeriana, Ms. 127, fol. 244r) ein (Abb. 14).

Dass die Arbeit im Skriptorium mitunter auch von Alltag und Emotionen geprägt war, zeigt eine Miniatur aus der Zeit um 1140 (Prag, Universitätsbibliothek, Kap. A XXI, fol. 133r, Abb. 11). Darauf sind der Schreiber Hildebertus und sein Gehilfe (*puer*) Everwinus zu sehen. Während Letzterer fleißig an einem Rankenornament übt, gerät Hildebertus über eine Maus in Rage, die soeben sein Jause entwendet hat. Mit einem Schwamm zielt er nach ihr. Auf dem Pult liegt das von ihm beschriebene Buch. Der Text darauf verrät seine Wut: *Pessime mus, sepius me provocas ad iram, ut te deus perdat!* („Verfluchte Maus, oft genug bringst du mich in Zorn. Dass Gott dich vernichte!“). Neben der rein menschlichen Regung gegenüber der Maus ist auch das Detail bemerkenswert, dass die Schreiber offensichtlich im Skriptorium ihre Jause einnahmen.

Auch in den meisten Nonnenklöstern gab es Skriptorien, wenn auch das Abschreiben im Tagesablauf von Frauenklöstern einen etwas geringeren Stellenwert einnahm als in Männerklöstern. Dennoch bedeutete der Eintritt in ein Kloster für Frauen des Früh- und Hochmittelalters in der Regel die einzige Möglichkeit, Lesen und Schreiben zu erlernen sowie allgemein eine höhere Bildung zu erlangen. Einzelne Skriptorien von Nonnenklöstern entwickelten auch ganz spezifische Schriften, etwa das Kloster Laon (Frankreich) im 8. Jahrhundert mit dem charakteristischen extrem spitz geschriebenen Buchstaben z (der freilich im Lateinischen eher selten ist).

Schreibende Frauen sind zwar deutlich seltener abgebildet als Schreiber oder Kirchenväter in Schreiberpose, doch existieren zu weiblichen Schriftstellerinnen doch zumindest einige Abbildungen als Miniatur nachweisen. So ist die fränkische Autorin Baudonivia, die Verfasserin einer Lebensbeschreibung (*Vita*) der Hl. Radegunde, in einer Handschrift aus dem 11. Jahrhundert verewigt (heute Poitiers, Bibliothèque Municipale, Ms 250 (136), fol. 43v) (Abb. 15); Hildegard von Bingen ist bei der Abfassung von *Scivias* („Wisse die Wege“), eines ihrer

Hauptwerke dargestellt (verschollene Handschrift Eibingen, Abtei St. Hildegard, fol. 1r, um 1165/1180) (Abb. 16). Auch Marie de France, die Übersetzerin der antiken Fabeln des Äsop ins Mittelfranzösische, fand Aufnahme in eine Miniatur aus der Zeit um 1300 (Paris, Bibliothèque del' Arsenal, Ms 3142, fol. 256r) (Abb. 18). Bemerkenswert ist vor allem die selbstbewusste Selbstdarstellung der Schreiberin und Malerin Guda aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts (Frankfurt am Main, Stadt- und Universitätsbibliothek, Ms. Barth. 42, fol. 110vb) (Abb.17): In der Umschrift zu ihrem Bildnis in einer Initiale D weist sie auf sich hin: *GUDA peccat(ri)x mulier scripsit et pinxit h(un)c librum* („Guda, eine sündhafte Frau, schrieb und malte diese Buch“). Bei den Darstellungen fällt auf, dass Autorinnen wie Baudonivia und Hildegard beim Schreiben (Konzipieren) ihres Werks selbst, also mit Wachstafel und Griffel dargestellt sind; die Abschreiberin Guda hingegen wird nur durch die Umschrift als Schreiberin und Malerin ausgewiesen. Allein Marie de France, allerdings in einer deutlich späteren Miniatur, ist beim Schreiben (oder Abschreiben) eines Buches festgehalten.

In Zusammenhang mit dem Schreiben und Abschreiben im Skriptorium ist zudem die Schreibtechnik, die physiologische Seite des Schreibens, aber auch die Geisteshaltung hinter dem (Ab-)Schreibvorgang, die psychologische Seite des Schreibens, von Interesse. Dabei ergänzen sich alte, meist rein positivistische Studien (z. B. Wilhelm Wattenbachs monumentales Werk zum „Schriftwesen im Mittelalter“) und neue, nicht immer unumstrittene Forschungsansätze.

Die recht unterschiedlichen Techniken des Schreibvorganges sind uns aus vielen Darstellungen in mittelalterlichen Handschriften bekannt (Abb. 7, 12 und 13). Die Hand- und Fingerhaltung wirkt dabei für heutige Verhältnisse oft unnatürlich. Prinzipiell lässt sich bei der Fingerhaltung zwischen den beiden Extremformen Pronation, bei der sich alle Finger beinahe in gleicher Höhe befinden, und Supination, bei der die Finger senkrecht untereinander liegen, unterscheiden. Weiters kann der Unterarm im rechten Winkel vom Körper abstehen (sagittale Haltung), diagonal oder parallel zum Körper (frontale Haltung) gehalten werden. Schließlich haben auch die Neigung des Pultes und der Schnitt der Feder Einfluss auf den Charakter der Schrift. So lässt sich beispielsweise feststellen, dass Pronation mit frontaler Haltung meist zu einer Linksneigung der Schrift führt, etc.

Dass das (Ab-)Schreiben eine körperlich durchaus anstrengende und manchmal monotone Tätigkeit war, verraten zahlreiche Schreibervermerke, etwa am Rand eines Textes oder am Ende (so genannte Kolophone). So heißt es beispielsweise in Handschriften häufig: *tres digiti scribunt totumque corpus laborat* („Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet

mit“), auch versehen mit dem Zusatz, dass die Augen trübe werden, die Lenden brechen, der Nacken krumm wird und alle Glieder leiden.

Exkurs: Zur Entstehung von Abschreibfehlern

Abschreiben bedeutete für den Schreiber in erster Linie das richtige Lesen, das Einprägen und neuerliche Niederschreiben von Wörtern, deren Bedeutung er bisweilen gar nicht mehr verstand. Aufgrund dieses mehrschichtigen mnemotechnischen Prozesses kam es beim Abschreiben immer wieder zu Fehlern, die zwar zum Teil durch einen Korrektor ausgemerzt wurden, oft aber heute noch unkorrigiert in den Handschriften überliefert sind.

Jeder Texteditor, der nicht mehr auf ein Autograph oder „Original“ zurückgreifen kann – bei allen Problemen, die sich auch dann stellen –, hat sich mit der grundsätzlichen Frage zu befassen, ob er sich an einer Leithandschrift orientieren soll oder im Sinne Karl Lachmanns den „ursprünglichen Text“, den Archetyp, auf der Basis philologischer und paläographischer Überlegungen rekonstruieren soll. Besonders bei der Edition klassisch-antiker und spätlateinischer Texte auf hohem literarischem Niveau dominiert nach wie vor die Suche nach dem Archetyp, besonders wenn zwischen der Abfassungszeit des Werkes und den ältesten erhaltenen Handschriften eine größere zeitliche Lücke klafft. Es soll hier allerdings nicht näher auf die Probleme von Texteditionen im Sinne Lachmanns näher eingegangen werden, auf die Wahrscheinlichkeit von Trugschlüssen, auf die Möglichkeit mehrerer Redaktionen vom Autor selbst, auf die bisweilen unmögliche Rekonstruktion von Lücken, etc.

Im Laufe der Überlieferungsgeschichte eines Textes lassen sich fast regelmäßig Phasen feststellen, in denen der Buchstabenbestand besonders großen Veränderungen unterzogen war. Dazu zählt einerseits die Zeit der Merowingerherrschaft im Frankenreich, in der durch die abnehmenden Lateinkenntnisse, aber auch durch die immer größere Distanz zwischen Schriftsprache und dem gesprochenem „Dialekt“ zahlreiche Buchstabenvertauschungen entstanden. Dazu kamen beim Abschreiben der oft schwer lesbaren, in (halb)kursiven Schriften überlieferten Texte weitere Fehler. Allerdings wurde im Zuge des Abschreibvorganges in der Karolingerzeit offensichtlich auch versucht, eindeutig verderbte Stellen zu korrigieren – nur zum Teil mit Erfolg. Weiters kam es beim Abschreiben von Texten in stark gekürzten gotischen Schriften häufig zu schwerwiegenden Fehlern, deren Rückverfolgung dem Editor besonders viel Feingefühl abverlangt.

Bei der Genese von Abschreibfehlern sind mehrere, voneinander weitgehend unabhängige Typen zu unterscheiden:

- Typ 1: Lesefehler, besonders bei schwer lesbaren Buchstabenkombinationen in kursivierten Schriften, aber auch beim Aufeinandertreffen mehrerer Hasten sowie bei weniger gebräuchlichen Abkürzungen.
- Typ 2: Hörfehler, wenn man davon ausgeht, dass der zu kopierende Text im Skriptorium vorgelesen bzw. diktiert wurde. Darunter fallen vor allem Buchstabenvertauschungen, die aus der Nähe und den Unterschieden zwischen der lateinischen Schriftsprache und den sich herausbildenden romanischen Sprachen resultieren.
- Typ 3: Fehler aufgrund mangelnder Sprachkenntnis des Kopisten. Darunter fallen einerseits Fehler beim „Abmalen“ von nichtlateinischen Schriften, andererseits Abwandlungen nicht bekannter Wörter zu bekannten.
- Typ 4: Schlampigkeitsfehler im weiteren Sinn, besonders Haplographien (Einfachschreibung statt Doppelbuchstabe), Dittographien (Doppelbuchstabe statt Einfachschreibung), „unmotivierte“ Auslassungen und Ergänzungen von Buchstaben. Bisweilen lässt sich auch Legasthenie bei Schreibern nachweisen.

Der Texteditor zeichnet sich dadurch aus, genau an den richtigen Stellen einen dieser Fehlertypen zu orten und zu korrigieren. Dabei können die „Lesefehler“ aus der Kenntnis der Paläographie oft relativ leicht nachvollzogen werden. „Hörfehler“ hingegen lassen sich zwar bisweilen als solche erklären, doch stehen wir heute vor dem Problem, die gesprochene Sprache des Diktats im Skriptorium nur schemenhaft nachvollziehen zu können. Die Fehler der dritten und vierten Kategorie weisen ein besonderes Maß an Individualität auf, doch lassen sich Tendenzen zu bestimmten Fehlern manchmal feststellen.

Es wäre anachronistisch, die „Lesefehler“ in einem Experiment mit Kopisten unserer Tage nachvollziehen zu lassen. Wir besitzen heute die Kenntnis einer weit größeren Anzahl von Schriftarten, sind aber andererseits vor allem an normierten Druckschriften geschult. Die Bandbreite der individuellen Schreibschriften variiert hingegen deutlich mehr als im Mittelalter. Zudem kommt eine andere Art von Kenntnis der älteren, nicht mehr in Gebrauch stehenden Schriften. Schließlich ist auch die Mentalität des Abschreibens eine andere: Während der mittelalterliche Mönch im Kopieren christlicher Texte einen Gottesdienst verrichtete oder – um es mit Cassiodor zu sagen – „mit jedem abgeschriebenen Wort dem Teufel eine Wunde zufügte“, ist heute jeder Abschreibprozess profaniert.

Vielmehr jedoch lassen sich Fehler aus mangelnder Sprachkenntnis und Schlampigkeitsfehler beim Abschreiben experimentell nachvollziehen, sofern man versucht, maßgebliche Kriterien

in die Gegenwart zu übertragen. Dazu diente ein Abschreibexperiment, das der Vf. im Wintersemester 1997/98 mit den TeilnehmerInnen der Vorlesung „Einführung in die Paläographie und Handschriftenkunde“ am Institut für Geschichte der Universität Salzburg durchführte.

Das Abschreibexperiment sollte dazu dienen, die oben unter Typ 3 und 4 klassifizierten Fehlertypen näher zu untersuchen. Es war daher notwendig, sich an den Vorkenntnissen der Teilnehmer zu orientieren. Alle hatten zum Zeitpunkt des Experiments gewisse Grundkenntnisse in der Paläographie erworben, zumindest was die Fehlerquellen beim Abschreiben von Texten im Mittelalter betraf. Die Textvorlagen wurden im übrigen nicht in gedruckter, sondern in handschriftlicher Fassung vorgelegt .

Von den 27 Teilnehmern beherrschten nach einer parallel zum Experiment durchgeführten anonymen Umfrage nur drei Altgriechisch. Somit konnte das Kopieren eines altgriechischen Textes als „Abmalen von Buchstaben einer nicht bekannten Sprache und Schrift“ klassifiziert werden. Es spielte daher der Autor keine Rolle; als Text wurden zwei Passagen vom Beginn der *Apologie* Platons² ausgewählt.

Hingegen verfügten alle Teilnehmer über Lateinkenntnisse, deren Umfang jedoch unterschiedlich war: 16 hatten Latein sechs Jahre in der Schule gelernt, je ein Teilnehmer vier bzw. drei Jahre, neun hingegen verfügten nur über einen einjährigen Lateinergänzungskurs. Insgesamt aber war bei allen Teilnehmern vorauszusetzen, dass der lateinische Wortbestand kaum Leseprobleme verursachen würde. Es erschien aber sinnvoll, in den beiden Gruppen A und B völlig unterschiedliche Texte abschreiben zu lassen: Für Gruppe A wurde der Beginn der Praefatio (Einleitung) aus dem *Panegyricus Theoderico regi dictus* des Ennodius³ ausgewählt, ein äußerst schwieriger, manieristischer Text aus dem frühen 6. Jahrhundert, bei dem ein inhaltliches Verständnis praktisch auszuschließen ist. Hingegen sollte Gruppe B eine Passage aus der Schilderung des letzten Abendmahles im Lukas-Evangelium nach der Vulgata-Fassung⁴ abschreiben. Bei dem einfachen Satzbau und dem wohl allgemein bekannten Inhalt war anzunehmen, dass zumindest ein Teil der Kopisten fast jedes Wort übersetzen konnte. Es ging somit beim Abschreiben des lateinischen Textes auch darum, ob bzw. wie sich ein unterschiedliches Sprach- und Verständnisniveau auf die Art und Häufigkeit von Abschreibfehlern auswirken könnte.

Englisch ist heute die wichtigste internationale Verkehrssprache, die jeder Student nicht nur ausreichend aus der Schule, sondern auch aus der fachspezifischen Literatur kennen muss.

² Platon, *Apologie* 1 (ed. F. Wotke, Schulausgabe nach J. Pavlu und W. August), Wien 1969, 11.

³ Ennodius, *Panegyricus Theoderico regi dictus* 1 (ed. Christian Rohr, MGH Studien und Texte 12), Hannover 1995, 196.

⁴ Vulgata, Lucas 22, 14-18 (ed. Robert Weber), Stuttgart³1983, 1651.

Die Bedeutung des Englischen ist daher – bei aller Problematik „anachronistischer Vergleiche“ – noch am ehesten mit der des Lateins im Mittelalter gleichzustellen, zumindest was den klösterlichen Bereich betrifft. Alle involvierten Personen verfügen über Latein- bzw. Englischkenntnisse, zumeist sowohl in Wort und Schrift, doch bei keinem stellt es die Muttersprache dar.

Wiederum wurden zwei völlig unterschiedliche Texte ausgesucht: Gruppe A kopierte mit dem Beginn von Jane Austens *Sense and Sensibility*⁵ einen literarischen Text aus dem 19. Jahrhundert, Gruppe B hingegen eine Passage aus einem Touristen-Prospekt über die Harvard University in Cambridge, Massachusetts⁶. In beide Texte wurden zahlreiche Fehler eingebaut, die zum Teil offensichtlich, zum Teil aber versteckt waren. Es sollte damit überprüft werden, wie die Kopisten mit für sie erkennbaren Überlieferungsfehlern umgehen würden.

Die Teilnehmer wurden in zwei Gruppen geteilt, von denen jede einen griechischen, einen lateinischen und einen englischen Text abzuschreiben hatte. Es war jede „Vorinformation“ vermieden worden, so dass die Teilnehmer völlig unvorbereitet an das Abschreiben gingen. Es wurden auch keinerlei Anleitungen gegeben - mit Ausnahme der kurzen, unkommentierten Bitte, die Texte abzuschreiben. Die Arbeitszeit betrug etwa 45 Minuten.

Weitgehend wurden die Erwartungen bestätigt, doch seien einige Erkenntnisse hervorgehoben, die auch bei der Edition antiker und mittelalterlicher Texte von Bedeutung sein können:

- Je weniger der Kopist den Text versteht, desto eher tendiert er dazu, Verschreibungen und unklare Buchstabenformen sklavisch genau abzumalen. Diese könnten in der Folge bei einem weiteren Abschreibprozess weiter verändert werden, so dass völlig verderbte Stellen entstehen.
- Schlampigkeitsfehler, besonders die ungenaue Wiedergabe des Buchstabenbestandes und der Interpunktionen, nehmen mit steigendem inhaltlichen Verständnis des Textes signifikant ab.
- Der Umgang mit offensichtlichen Fehlern in der Vorlage lässt „Korrektoren“, „Kopisten“ und Mischtypen erkennen. Allgemein zeigt sich aber, zumindest bei den neuzeitlichen Abschreibern, dass ein bewusstes Abweichen von der Vorlage häufig gekennzeichnet wird. Vielleicht ist ein derartiges Vorgehen manchmal auch für den mittelalterlichen Abschreibvorgang vorzustellen.
- Schließlich fällt auch die häufige Beibehaltung der Zeileneinteilung aus der Vorlage auf. Dies ist durchaus auch für viele Kopisten des Mittelalters anzunehmen. Fehler,

⁵ Jane Austen, *Sense and Sensibility* (Wordworth Classics), Ware 1992, 1.

⁶ Boston Multilingual Talking Guide, Boston 1997, 22.

Auslassungen oder besondere Kürzungen und Ligaturen am Zeilenende geben davon ein Zeugnis.

Abschreiben auf den mittelalterlichen Universitäten

Im Spätmittelalter bildete sich im Umkreis der Universitäten ein Berufsschreibertum heraus. Besonders im 13. und 14. Jahrhundert wurden von häufig benötigten Büchern Normexemplare angelegt, die bei einem Verleger bzw. Bibliothekar, dem so genannten *stationarius*, hinterlegt wurden; diese waren entweder selbst Mitglieder der Universität oder standen zumindest unter deren Kontrolle. Die Arbeitsplätze der *stationarii*, die *stationes*, befanden sich in Bologna unter der Aufsicht der städtischen Behörden oder des Rektors der Universität.

Die Professoren der Universität übergaben dem *stationarius* ein korrigiertes und autorisiertes Original ihrer Schriften – der „Vorlesungsskripten“ – in ungebundenen Bögen, so genannten Pecien. Das Wort mittellateinische Wort *pecia* bedeutet „Stück“ und ist mit dem italienischen *pezzo* bzw. französischen *pièce* verwandt. Borgten sich die Studenten eine solche Pecie, zumeist zwei Doppelblätter (= 8 Seiten), aus, um sie für den eigenen Gebrauch zu kopieren, so mussten sich dafür eine Leihgebühr bezahlen. Pecie für Pecie schrieben die Studenten auf diese Weise ihr erlerntes Wissen in Büchern auf, sodass ein durchschnittlicher Student des späten Mittelalters am Ende seines Studiums durchschnittlich 10 bis 20 Bücher besaß. Das Abschreiben von Büchern war nicht zuletzt deswegen wichtig, da an den Universitäten öffentliche Bibliotheken erst seit dem 14. Jahrhundert langsam aufkamen.

Andererseits aber wurden die Pecien vom *stationarius* auch an berufsmäßige Schreiber, oft höhersemestrige Studenten, Bakkalaren oder Magistri, verliehen, die Abschnitt für Abschnitt Bücher abschrieben und danach sowohl die Vorlage als auch die Abschrift zum *stationarius* zurückbrachten. Diese Pecien dienten auch als Berechnungseinheit bei der Bezahlung der Schreiber. In Bologna kontrollierte schließlich ein eigener *petiarius* die Korrektheit der Abschrift, in Paris fiel diese Aufgabe dem *stationarius* selbst zu. In derart kopierten Handschriften finden sich häufig Vermerke über den Beginn oder das Ende einer Pecia, etwa nach dem Muster *f(imit) p(ecia) XII* („Hier endet die 12. Pecie“).

Dieses Berufsschreibertum war besonders an den Universitäten von Paris und Bologna verbreitet, weiters in Padua, Vercelli, Perugia, Treviso, Florenz, Neapel, Salamanca, Toulouse und Oxford, weniger im deutschsprachigen Raum. Dort wurden Studententexte durch Magistri oder Bakkalaren im Rahmen der so genannten *pronunciatio* diktiert. Auch wenn die Lehrer

für das Diktat extra bezahlt werden mussten, war diese Methode des Niederschreibens von Lernstoff für die Studierenden deutlich billiger als die Ausleihe von Pecien.

Literatur

Jonathan J. G. ALEXANDER, *Medieval Illuminators and Their Methods of Work*, New Haven/London 1992.

Leila AVRIN, *Scribes, scripts and books. The book arts from Antiquity to the Renaissance*, Chicago 1991.

Louis Jacques BATAILLON/Bertrand G. GUYOT/Richard H. ROUSE (Hg.), *La production du livre universitaire au Moyen Age. Exemplar et pecia. Actes du Symposium tenu au Collegio San Bonaventura de Grottaferrata en mai 1983*, Paris 1988.

Bernhard BISCHOFF, *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters (Grundlagen der Germanistik 24)*, Berlin²1986.

Karl CHRIST, *Petia. Ein Kapitel mittelalterlicher Buchgeschichte*, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen* 55 (1938), 1-44.

Jean DESTREZ, *La „pecia“ dans les manuscrits universitaires du XIII^e et du XIV^e siècle*, Paris 1935.

Johannes DUFT, *Mittelalterliche Schreiber. Bilder, Anekdoten und Sprüche aus der Stiftsbibliothek St. Gallen*, St. Gallen 1964.

Johann Konrad EBERLEIN, *Miniatur und Arbeit*, Frankfurt am Main 1995.

Werner FAULSTICH, *Medien und Öffentlichkeit im Mittelalter (Die Geschichte der Medien 2)*, Göttingen 1996.

Heinrich FICHTENAU, *Mensch und Schrift im Mittelalter (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 5)*, Wien 1946.

Johannes FRIED (Hg.), *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*, Sigmaringen 1986.

Renate FUHRMANN, *Schreiben. Ein Lehrbuch der Schrift*, Ravensburg 1991.

Katrin GRAF, *Bildnisse schreibender Frauen im Mittelalter. 9. bis Anfang 13. Jahrhundert*, Basel 2002.

Helga HAJDU, *Lesen und Schreiben im Spätmittelalter (Elisabeth-Universität Pécs, Schriften aus dem Deutschen Institut 1)*, Pécs 1931.

- Iszván HAJNAL, L'enseignement de l'écriture aux universités médiévales, 2. Auflage hgg. von Laszló Mezey, Budapest 1959.
- Christopher DE HAMEL, A History of Illuminated Manuscripts, London 1997.
- Otto HURM, Schriftform und Schreibwerkzeug. Die Handhabung der Schreibwerkzeuge und ihr formbildender Einfluß auf die Antiqua bis zum Einsetzen der Gotik, Wien 1928.
- Karl LANGOSCH/Herbert HUNGER (Hg.), Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, Band 2: Überlieferungsgeschichte der mittelalterlichen Literatur, Zürich 1964.
- Carolyne LARRINGTON, Women and Writing in Medieval Europe. A Source Book, London/New York 1995.
- Wolfgang MILDE, Cassiodor über Handschriften und ihre Schreiber. Zu ‚Institutiones‘, Buch I, Kap. 30, in: Peter R. MONKS/Douglas D. R. OWEN (Hg.), Medieval codicology, iconography, literature and translation. Studies for Keith Val Sinclair, Leiden/New York/Köln 1994, 58-64.
- Stanley MORISON, Politics and Script. Aspects of Authority and Freedom in the Development of Graeco-Latin Script from the Sixth Century B. C. to the Twentieth Century A. D., Oxford 1972.
- Graham POLLARD, The "Pecia"-System in the Medieval Universities, in: M. B. PARKES/Andrew G. WATSON (Hg.), Medieval Scribes, Manuscripts and Libraries. Essays presented to N. R. Ker, London 1978, 145-161.
- Rudolf POPHAL, Grundlegung der bewegungsphysiologischen Graphologie, Leipzig 1939.
- Joachim PROCHNO, Das Schreiber- und Dedikationsbild in der deutschen Buchmalerei, Band 1: 800-1100, Leipzig/Berlin 1929.
- Leighton Durham REYNOLDS/Nigel Guy WILSON, Scribes and Scholars. A Guide to the Transmission of Greek and Latin Literature Oxford³1991.
- Richard H. und Mary A. ROUSE, Manuscripts and their makers. Commercial book producers in medieval Paris, 1200-1500, Band 1, Turnhout 2000.
- Christian ROHR, Die Fehler des Kopisten. Überlegungen zur Entstehung und Typologie von Abschreibfehlern anhand eines Experiments an griechischen, lateinischen und englischen Texten, in: Codices Manuscripti 26 (1999), 33-41.
- Peter RÜCK (Hg.), Pergament. Geschichte, Struktur, Restaurierung, Herstellung (Historische Hilfswissenschaften 2), Sigmaringen 1991.
- Walter RÜEGG (Hg.), Geschichte der Universität in Europa, Band 1: Mittelalter, München 1993.

- Wilhelm SANDERMANN, Papier. Eine spannende Kulturgeschichte. Berlin ²1992.
- Paul Gerhard SCHMIDT, Probleme der Schreiber – der Schreiber als Problem (Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main 31, 5), Stuttgart 1994.
- Martin J. SCHUBERT (Hg.), Der Schreiber im Mittelalter (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung 7, 2), Berlin 2003.
- Ralf M. W. STEMBERGER, Scriptor und Scriptorium (Lebensbilder des Mittelalters 3), Graz 2003.
- Christoph STIEGEMANN/Matthias WEMHOFF (Hg.), 799. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Katalog der Ausstellung Paderborn 1999, 3 Bände, Mainz 1999.
- Vera TROST, Skriptorium. Die Buchherstellung im Mittelalter. Begleitheft zur Ausstellung „Bibliotheca Palatina“ der Universität Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Apostolica Vaticana, Stuttgart ²1992.
- Vera TROST, „Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet ...“. Zur Buchherstellung im Mittelalter, in: Josef KIRMEIER/Alois SCHÜTZ/Evamaría BROCKHOFF (Hg.), Schreibkunst. Mittelalterliche Buchmalerei aus dem Kloster Seeon. Katalog zur Ausstellung im Kloster Seeon, 28. Juni bis 3. Oktober 1994 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 28/94), [Augsburg] 1994, 111-122.
- Peter F. TSCHUDIN, Grundzüge der Papiergeschichte (Bibliothek des Buchwesens 12), Stuttgart 2002.
- Wilhelm WATTENBACH, Das Schriftwesen im Mittelalter, 4. Auflage Graz 1958 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1896).